

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Zeitung. 1784-1933 1889

341 (13.12.1889)

Beilage zu Nr. 341 der Karlsruher Zeitung.

Freitag, 13. Dezember 1889.

Rechtssprechung.

* Leipzig, 11. Dez. (Reichsgericht.) Die Vernehmung eines Arztes als Zeugen in Bezug auf den Zustand seines Patienten ist nach einem Urtheil des Reichsgerichts, I. Strafsenats, nicht von der richterlichen Feststellung abhängig, ob der Arzt durch seine Bereitschaft zur Ablegung des Zeugnisses befragt oder unbefragt wurde, vielmehr ist gesetzlich dem pflichtmäßigen Ermessen des Arztes anheimgestellt, ob er das Zeugnis verweigern oder ablegen will. „Der Hinweis auf § 300 des Strafgesetzbuchs („... Arzte werden, wenn sie unbefragt Privatgeheimnisse offenbaren, die ihnen kraft ihres Standes anvertraut sind, mit Geldstrafe... oder mit Gefängnis... bestraft“) ist von vornherein verfehlt. Ob der Arzt befragt oder unbefragt behandelt hat, wenn er sich zeugenschaftlich vernehmen läßt, ist vom Standpunkte des Prozessrichters gleichgültig, da für diesen nur entscheidend ist, ob der Arzt von seinem Recht der Zeugnisverweigerung Gebrauch gemacht hat oder nicht. Der hier maßgebende § 52 Nr. 3 St.-P.-O. erklärt den Arzt nur für berechtigt — nicht auch für verpflichtet —, über das ihm bei Ausübung des Berufs Anvertraute sein Zeugnis zu verweigern, stellt es also zunächst seinem pflichtgemäßen Ermessen und seiner Discretion im einzelnen Falle anheim, ob er dem Richter die gewünschte Aufklärung geben zu dürfen glaubt oder nicht. Von einer Verletzung dieser Gesetzesstellen kann daher da, wo der Arzt sich verweigert, auf das Recht der Zeugnisverweigerung zu verzielen und sich mündlich oder schriftlich vernehmen zu lassen, keine Rede sein.“

2. Karlsruhe, 12. Dez. (Oberlandesgericht.) L.R.S. 1338 verlangt allerdings für Bestätigungsurkunden einen bestimmten Inhalt. Damit ist aber nur gesagt, daß wenn die Bestätigung durch eine Urkunde bewiesen werden soll, diese den dort vorgeschriebenen Inhalt haben müsse, keineswegs, daß eine Bestätigung nur durch eine solche Urkunde bewiesen werden könne. L.R.S. 1338 enthält keine Solennitätsvorschrift; der Beweis kann auf andere Weise erbracht und der Inhalt einer nach L.R.S. 1338 mangelhaften Urkunde durch andere außerhalb derselben liegende Beweise ergänzt werden.

Trotz der Einigung der Parteien über Kaufgegenstand und Kaufpreis liegt ein perfecter Kaufvertrag im Sinne des L.R.S. 1583 nicht vor, wenn und insofern eine Vereinbarung über die nach Lage des Falles den Schwerpunkt bildenden Zahlungsbedingungen nicht stattgefunden hat.

Das ungehörige eigenmächtige Unterbrechen der dem Reisenden vorgeschriebenen Reiserouten berechtigt den Prinzipal, den Reisenden ohne Einhaltung einer Kündigungsfrist zu entlassen.

Großherzogthum Baden.

Karlsruhe, den 12. Dezember.

A. (In der Sitzung des Alterthumsvereins) vom 5. Dezember sprach zuerst Herr Dr. Wilfer über „die Inschriften des Engländers Flinders Petrie von Saïum in Ägypten“, welche von dem englischen Gelehrten Saïum „revolutionary results“ genannt worden sind. Sie stammen aus einer Niederlassung europäischer oder kleinasiatischer Werkleute, die Hittiten und Tursen genannt werden und bei den großartigen Bauten der ägyptischen Könige beschäftigt waren, reichen, wie aus gleichzeitigen Funden unzweifelhaft hervorgeht, bis in die Zeit der XII. Dynastie, ungefähr 2600 Jahre v. Chr., zurück und sind in der That geeignet, die bisher von den meisten Gelehrten für eine unumstößliche Thatsache gehaltene Abstammung

der altägyptischen Alphabete aus den Hieroglyphen durch Vermittelung der phönizischen Schrift als unmöglich erscheinen zu lassen. Denn diese größtentheils auf Töpferwaare angebrachten Inschriften stehen den Hieroglyphen so unvermittelt gegenüber wie unsere heutige Schrift, sind etwa 3000 Jahre älter als die ältesten phönizischen Schriftidentmaler und enthalten etruskisch-italische und Runenzeichen. Sie bestätigen also den europäischen Ursprung der ältesten Schrift der Europäer, eine Ansicht, die der Vortragende schon vor Jahren vertreten hat (Verh. der Deutschen 1885). Es bleibt nach Lage der Dinge als Uralphabet nur die Runenschrift übrig, aus welcher sich durch Auscheidung der offenbar abgeleiteten Runen ein Futhark von 18 Zeichen ergibt, das sich durch wunderbare Symmetrie der Zahl und Anordnung auszeichnet und auch mit den Angaben über die ältesten Schriftzeichen der Hellenen und Italiker bei Aristoteles, Plinius und Tacitus übereinstimmt. Diefem Uralphabet fehlen die Media B, D, G und die Erweichungsklaute W und Z, deren Zeichen sich auch in anderen altägyptischen Alphabeten als Ableitungen zu erkennen geben. Schon früher (Zeitschr. f. deutsche Phil. 1875) hat der Germanist Kieger, wie dem Vortragenden nachträglich bekannt wurde, das gemeinermanische Futhark durch Ausschneiden der zusammengefügten Runen zu vereinfachen gesucht, ist jedoch nicht zum richtigen Ende gelangt, da seinen 18 Zeichen die Symmetrie der Anordnung und die Folgerichtigkeit fehlt. In dieser Hinsicht bedeutet das schon angeführte Werk über „Deutsche Runenidentmaler“ von H. Penning geradezu einen Rückschritt in der Erkenntnis, da Vetter eine Zusammenfügung von Runen ganz leugnet, während E. Sievers in dem eben erscheinenden „Grundriß der germanischen Philologie“ sich ganz auf den Standpunkt von Wimmer stellt, der sie doch wenigstens für einige Zeichen gelten läßt. Es wurde dann noch auf die fektberischen, die farnatischen und die fürzisch von der finnischen Expedition am Jenissei entdeckten sibirischen Runen hingewiesen, die alle für das hohe Alter der Runenschrift im Norden sprechen. Außer vielen anderen Gründen spricht gegen die Wimmer'sche Verleutung der Runen vom lateinischen Alphabet auch der Umstand, daß die altägyptischen Schriften alle von den edigen zu den runden Formen fortgeschritten sind, und nicht umgekehrt. Mit der Frage nach dem Ursprung der urarischen Schrift hängt selbstverständlich aufs engste diejenige nach der Herkunft der arischen Rasse zusammen. Der Redner konnte feststellen, daß während er im Jahre 1882 noch als einziger Mann für die skandinavische Abstammung derselben eintrat, diese Lehre seitdem Anhänger und Befürworter außer in Deutschland auch in Oesterreich, Frankreich, England und Skandinavien gefunden hat. Durch die in den letzten Jahren sehr eifrig betriebenen anthropologischen Forschungen ist der naturwissenschaftliche Beweis erbracht, daß das Verbreitungszentrum der hellfarbigen, langköpfigen Rasse nirgend anderswo gesucht werden kann als in Skandinavien, wo diese seit der Steinzeit einheimisch ist und sich noch heute am reinsten erhalten hat. Kann man dieser Rasse, die die Welt erobert hat und von der alle weltbewegenden Entdeckungen ausgegangen sind, nicht auch die selbständige Erfindung einer Buchstabenchrift zutrauen? Erlangt die Lehre von der skandinavischen Urheimath der Arier, was hoffentlich bald geschieht, allgemeine Anerkennung, so wird für eine Reihe von Wissenschaften, Alterthumskunde, Sprachforschung, Geschichte, Kultur- und Kunstgeschichte eine neue Ära beginnen, wird so manches Räthsel seine einfache Lösung finden. Aber nicht bloß wissenschaftliche, auch die größte politische Bedeutung hat die neue Lehre. Die vom Vortragenden schon oft ange deuteten geschichtlich-politischen Folgerungen aus derselben hat in einer Reihe höchst bemerkenswerther Aufsätze (Europa aus der Vogelperspektive. Allgem. Ztg. 1889) Dr. Alex. Fetz gezogen. „Ich sage nicht zu viel“, schloß der Redner, „wenn ich behaupte, auf der richtigen Erkenntnis der natürlichen Grundlagen der deutschen Geschichte beruht die Zukunft unseres Volkes.“ Der Vortrag war durch vielfältige Zeichnungen der betreffenden Inschriften und Alphabete erläutert. — Hierauf berichtete Herr Dr. Schumacher über neuere Ausgrabungen des Vereins auf dem Michaelsberg. Von den 12 bis jetzt eröffneten Gräbern waren leider nur zwei unberührt; sie liegen auf der hinteren Erhöhung des Berges, östlich vom Weg nach Oberarombach, und bestehen aus 1 m tiefen und 1,20—1,40 m breiten Gruben. Zu unterst fand sich weiß

sehr harter, verbrannter Boden, auf welchem eine Anzahl zerdrückter Gefäße lag. Zweimal hatte es den Anschein, als ob eine größere, röhre Urne kleinere Gefäße enthalten habe, einmal fanden letztere sicher daneben. In einem Grabe fanden sich oft mehr als 10 Gefäße, glöcken- und eisförmige Urnen, tulpenförmige Becher, Kannen, Nässe u. dergl., zum Theil schon recht zierlich, doch ohne Töpferstempel gefertigt. Der Thon der größeren Urnen enthält kleine Steinchen, die anderen Gefäße sind aus feinerem Thone, manchmal mit Henkeln, oft auch nur mit durchbohrten Buckeln für eine Schnur versehen. Die Gräber hatten keine Steinsetzung, eines einen 20 cm dicken, harten, kegelförmigen Mantel. Weder Asche noch Gebeine wurden gefunden, während eines der früher eröffneten Gräber ein ziemlich gut erhaltenes Skelett geliefert hatte. Splinter aus Feuerstein, Knochenwerkzeuge und geglättete Steinbeilchen beweisen, daß die Funde zur neueren Steinzeit gehören. Sie sind von wissenschaftlicher Bedeutung, da sie die Pfahlbaukunde ergänzen und von anderen Bestattungen der Steinzeit in unserem Lande durch das Fehlen von Grabhügeln sich unterscheiden. Bemerkenswert ist ferner ein am Südbang des Berges aufgedeckter Graben von 4 m Breite und über 1 m Tiefe, mit schrägen Seitenwänden, sehr hartem Boden und Brandspuren. Er war mit einer vom umgebenden hellen Mergel abstechenden fetten Erde ausgefüllt und enthielt eine Menge Thierknochen und Scherben. Letztere und ein dabei gefundenes Steinbeilchen machen es unzweifelhaft, daß der bis auf eine Länge von 40 m verfolgte Graben (Dykerplatz, Bohrstätte?) aus derselben Zeit wie die Gräber stammt. Auch im benachbarten Bruchsal wurden vor einiger Zeit bei Bauarbeiten Knochengefäße von gleich hohem Alter gefunden. Ein Theil der Fundstücke war zur Besichtigung aufgestellt.

Literatur.

Aus dem Leben des Markgrafen Georg Friedrich von Baden von Karl Friedrich Ledderhose. Mit dem Bildniß und Facsimile des Markgrafen. Heidelberg. Carl Winters Universitätsbuchhandlung 1890.

Der ehrwürdige Verfasser dieses Buches, welches das Leben und Wirken eines hervorragenden Mannes und Fürsten des zähringisch-badischen Hauses schildert, hat nicht die Absicht gehabt, ein wissenschaftliches Werk zu schreiben. Er spricht zu dem Volke, und zwar wesentlich zu den evangelischen Christen, denen er die großen Eigenschaften eines der Märtyrer des Protestantismus in kurzen und kräftigen Zügen vor Augen stellen will. Von diesem Gesichtspunkte aus muß sich auch die Beurtheilung werden. Es enthält weder neue Thatsachen noch will es die bekannten Vorgänge kritisch untersuchen und beleuchten. Aber in der kräftigen Sprache, die der Verfasser redet, wird das Bild des freitbaren Markgrafen vielen unserer Volksgenossen von neuem lieb und ehrwürdig erscheinen. Seine Frömmigkeit, die Standhaftigkeit, mit der er zur Sache seines Glaubens hält, die Opferwilligkeit, welche er in allen Lagen des Lebens bewährt, treten in Ledderhose's Darstellung scharf und klar hervor. Wir wiederholen, es ist ein protestantischer Glaubensheld, ein vortrefflicher, und ein spezifisch protestantischer Standpunkt, auf dem der Verfasser steht. Unserem protestantischen Volke hat der greise Verfasser in diesem biographischen Denkmale eines bedeutenden badischen Fürsten eine werthvolle Gabe dargeboten, von der wir wünschen, daß sie recht vielen zur Erhebung und Erbauung dienen möge.

Das von uns an dieser Stelle schon mehrfach erwähnte Prachtwerk: Der Schwarzwald von Wilhelm Jensen, Berlin, H. Neuthers Verlagsbuchhandlung 1889 ist mit der 13. und 14. (Doppel-)Lieferung zum Abschluß gelangt. Der Text aus der Feder des rühmlichst bekannten Verfassers, der durch mehrjährigen Aufenthalt in Freiburg Gelegenheit hatte, unsern Schwarzwald genau kennen zu lernen, die vortrefflichen Illustrationen unserer einheimischen Künstler Hasemann, Lugo, Roman, Vols, Gsch. u. A. machen das Werk zu einer ebenso anregenden Lektüre, wie es dem Auge einen erfreulichen Blick in die landschaftliche Eigenart des Schwarzwaldes und den Volkscharakter der Schwarzwälder eröffnet. Nicht ein trodenes Reisehandbuch, sondern eine überaus lebensvolle Schilderung des Schwarzwaldes, seiner landschaftlichen Schönheiten, seiner Städte und Dörfer, seiner Kultur und Industrie liegt hier vor. Das Werk wird, wie es

1. Und sie erfährt es doch. (Nachdruck verboten.) Von Viktor Band.

Im Zeitalter der aufgeregten Nerven — das ist also im letzten Viertel des neunzehnten Jahrhunderts — fällt es Niemanden auf, ja nimmt man es sogar als etwas ganz Natürliches an, wenn sich eine junge Dame über Schlaflosigkeit beklagt; hört ein vernünftiger Mensch von einem gefundenen Schlafe, so freut er sich wohl darüber; allein ist von einem außergewöhnlich fetten Schlafe die Rede, so munkelt man wohl gar von einer neuen Nervenkrankheit.

An einer solchen neuen Nervenkrankheit, die unsere Altvordern mit dem urgermanischen Namen „Bärenschlaf“ zu bezeichnen pflegten, litt Frau Affessor Labemann. Und darüber fühlte sie sich unglücklich. Nanny Labemann war jung verheiratet. Sie liebte ihren Fritz von ganzem Herzen und dieser betete seine Frau an. Beide lebten — wie sich das für ein junges Ehepaar schickt — in liebevoller Eintracht und Härtlichkeit mit einander, die ganze Woche hindurch, vom Montag bis zum Samstag. Dann aber pflegte sich mit militärischer Pünktlichkeit eine kleine Mißstimmung einzuflechten, die volle vierundzwanzig Stunden anhält. Und das ging so zu.

Während an all den anderen Abenden der Affessor nach eigenem Aneben es sich auf dem Sopha bequem machte, eine Cigarette anzündete und bis zum Schlafengehen mit seinem Frauchen gemütlich plauderte, konnte er des Samstags nie schnell genug seine Serviette zusammenlegen, und eine gewisse Hast und Unruhe bemächtigte sich dann allemal seiner. Da fragte denn Nanny regelmäßig — und dabei blickte sie ihren Mann so eigenthümlich bittend an: „Gehst Du heute Abend?“ Und seine Antwort lautete jedesmal kurz und bestimmt: „Ja!“ Und weiter fragte dann Frau Nanny: „Wann kommst Du wieder, Fritz?“ wobei sie ihren Mann noch viel flehentlicher als das erste Mal anzublicken pflegte. Und Jener hatte auch auf diese Frage seine stereotype Antwort: „Ich weiß es nicht, Schätzchen!“ Darauf gab er ihr einen Kuß und ging dann hinweg, um den Abend in Gemeinschaft ehemaliger Studienkollegen zu verbringen.

Frau Nanny aber setzte sich dann in einen Fauteuil und seufzte — seufzte, bis es Zeit war, zu Bett zu gehen. Sie wußte im Voraus, daß sie auch dies Mal, wie alle die anderen Male, nicht erfahren würde, wann ihr Fritz nach Hause gekommen sei. Denn daß sie ihn kommen hörte, war ein Ding der Unmöglichkeit — sie litt ja an einem Bärenschlaf! Und welchen Bescheid er am nächsten Morgen auf ihre Frage: „Wann bist Du denn nach Hause gekommen?“ geben würde, das wußte sie auch bereits. „Zwölf Uhr war vorbei“, nicht mehr und nicht weniger pflegte er ihr zu antworten.

Ah, wenn sie doch nur ein einziges Mal ihren Fritz hätte kommen hören! Wie glücklich wäre sie gewesen, wenn sie ihm hätte sagen können: „Es war ein Uhr, als Du nach Hause kamst!“ Aber die Erfüllung dieses Wunsches war für sie wohl unerreichtbar, sie litt ja an einem Bärenschlaf!

Daß ihr Fritz gewöhnlich spät — sehr spät heimkehrte, davon war sie fest überzeugt, denn vor elf Uhr war er am Sonntag Vormittag nie aus den Federn zu bringen; aber was nützte ihr das? Genau, auf die Minute genau wollte sie es, ach, so gern einmal wissen!

Auf natürlichem Wege war das aber absolut nicht in Erfahrung zu bringen, und so nahm denn Frau Nanny ihre Zuflucht zur List. Lange, lange zermarterte sie ihr Hirn nach einem geschickten Einfall. Endlich, es war an einem Montag Morgen, schien ihr ein solcher gekommen, und unverzüglich ging sie an seine Ausführung.

Was Frau Nanny von dem reichlich bemessenen Wirthschaftsgelde erübrigte, gehörte ihr, und in einer kleinen zierlichen Schatulle bewahrte sie diesen Schatz auf. Es war das erste Mal heute, daß sie das Kästchen öffnete, um ihm etwas zu entnehmen, sonst hatte sie nur das Klängen der Münzen vernommen, wenn sie solche hineinwarf. Lange stand sie zaudernd in den Anblick der Geldstücke — es waren meist harte Thaler — versunken, allein der Gedanke, mit Hilfe von zwei oder drei jener blanken Dingen in den Besitz eines Mittels zu kommen, das ihr eine Beobachtung ihres Mannes ermöglichen würde, überwand gar bald ihr Zagen, und kurz entschlossen nahm sie denn ein

paar Thaler an sich und machte sich damit auf den Weg zum Uhrmacher.

Nach kaum einer halben Stunde schon war sie glückliche Besitzerin einer Weckeruhr, und zwar einer amerikanischen, wie der Verkäufer rühmend hervorgehoben hatte, die mit einem Taschenuhrwerk versehen war, so daß sie in jeder beliebigen Lage, mochte man sie auf den Kopf stellen oder auf die Seite legen, stets im Gange blieb. Nanny hatte sich für die amerikanische entschieden, weil sie ja noch nicht wußte, wo sie die Weckeruhr im Schlafzimmer unterbringen sollte, es war ja leicht möglich, daß sie in irgend einem Winkel verdeckt werden mußte, und da war doch das Taschenuhrwerk nicht zu unterschätzen!

Glücklich über ihren Einfall eilte Nanny nach Hause und probirte nun zunächst, zum Entsetzen der über, unter und neben ihr wohnenden Leute, gründlich das Weckerwerk, ob es auch zuverlässig sei. Die Prüfung fiel sehr zufriedenstellend aus, denn nicht nur, daß das Werk auf die Minute gehorchte, der Stundal, den es mit der schrillen Glocke vollführte, war ein so ohrenzerreißender, daß Nanny sich unbesorgt ihrem Bärenschlaf hingeben konnte, ohne befürchten zu müssen, den Wecker zur bestimmten Stunde zu überhören.

Die einzelnen Tage waren der jungen Frau noch nie so langsam verfloßen wie in dieser Woche. Endlich aber war doch der Samstag, der sonst so gehaßte und diesmal so sehnlichst erwartete Tag, herangekommen.

Raum hatte Fritz Labemann des Morgens sein Heim verlassen, da holte Nanny auch schon die Uhr aus sicherem Versteck hervor. Erst wurde sie noch einmal vorsichtig geprüft, sie ging noch vortrefflich; dann zog Nanny Uhr- und Weckerwerk auf und legte den etwa fauligrothen Ruhefänger auf den im Schlafzimmer befindlichen Waschtisch — dort würde ihn Fritz sicherlich nicht suchen, und außerdem lag er da wohl, welcher Umstand seiner größeren Verheimlichung zu Gute kam. Fritz pflegte vor drei Uhr des Nachmittags nicht nach Hause zu kommen, demnach konnte es Nanny schon riskiren, die Uhr um zwölf noch einmal wecken zu lassen, und so hatte sie den Weckerzeiger auf diese Stunde gestellt. (Fortsetzung folgt.)

